

Retrospektive: Obsessive Suche nach Ausdruck

01.12.2015 | 18:25 | Von Andrey Arnold (Die Presse)

Das Filmmuseum widmet sich wieder einmal dem außergewöhnlichen Schaffen von John Cassavetes, der als Übervater des US-Independentkinos gilt.

Als Columbo-Darsteller Peter Falk 1995 in einem Radiointerview gefragt wurde, was den Regie-Zugang seines verstorbenen Freundes John Cassavetes von dem anderer Filmmemacher unterschieden hatte, platzte er spornstreichs mit der Antwort heraus: „Alles!“ Ob das nun stimmt oder nicht – die wenigsten werden bestreiten, dass Cassavetes in der amerikanischen Filmgeschichte eine Sonderstellung einnimmt. Er gilt als Übervater des US-Independentkinos, doch sein Schaffen war weit von dem entfernt, was heute auf Festivals wie Sundance unter einem fragwürdigen Indie-Banner den Talentjägern der Studios schöne Augen macht.

Cassavetes war keinesfalls antikommerziell oder publikumsfeindlich – im Gegenteil –, aber er wusste, dass sich seine obsessive Suche nach einer Wahrhaftigkeit des Ausdrucks letztlich nicht mit den Gesetzmäßigkeiten und Sicherheitsmaßnahmen eines institutionalisierten Produktionssystems vereinbaren ließ. Daher war „Unabhängigkeit“ für ihn keine bloße Worthülse und auch kein politisches Statement, sondern eine künstlerische Grundbedingung.

Energien, auf Film gebannt

Schon sein wegweisendes Debüt „Shadows“ (1959) erwuchs aus dem Bedürfnis, die zuckenden Energien eines Schauspielworkshops in loser Erzählform und ohne (produktions-)technische Bändigung auf Film zu bannen – Energien, die Cassavetes in seinen eigenen Film- und Fernsehauftritten allzu oft zügeln musste. So entstand auf billigem 16-mm-Material eine Regie-Etüde, die Schule machte: jazzgetränkte Episoden aus dem Leben, Lieben und Leiden junger Drifter und Bohemiens, in krudem, kraftvollem Schwarz-Weiß gedreht auf den Straßen New Yorks und vor notdürftig zusammengezimmerten Kulissen, impulsiv schlenkernd zwischen Melancholie und Freiheitstaumel. Nicht nur bei Martin Scorsese hinterließ „Shadows“ einen bleibenden Eindruck: „Es war, als hätte James Dean begonnen, Filme zu machen.“

Am Ende von „Shadows“ steht folgende Einblendung: „The film you have just seen was an improvisation.“ Hält man sich daran, was landläufig mit dem Begriff „Improvisation“ assoziiert wird, trifft das nicht zu: Bis zum Entwurf der heute bekannten Endfassung wurde der Film immer wieder redigiert, viele Szenen auf Drehbuchbasis nachinszeniert. Dennoch brandmarkte „Shadows“ Cassavetes (auch dank seines eigenen Hangs zur Legendenbildung) als Improvisations-Zampano, obwohl er später immer wieder betonen sollte, wie wichtig solide Dialoge und intensive Proben für seine Arbeit seien. Aber in dem Label steckt ein Funken Wahrheit, wenn man Improvisation als kompromisslose Suchbewegung versteht, die nicht weiß, was sie will, bis sie es gefunden hat – und zwar weniger in Bezug auf die Handlung als auf die emotionale Intensität einer Geste, einer Regung, eines filmischen Augenblicks.

In Cassavetes' zumeist eigenhändig finanzierten und vertriebenen Hauptwerken ab „Faces“ (1968) – davor lagen zwei zum Scheitern verurteilte Versuche, seine Methode im Studiokontext durchzusetzen – beschwört er diese Intensitäten mit Inbrunst. Seine Medien sind seine Darsteller, denen er jede Freiheit ließ, um zu sich selbst zu finden und über sich hinauszuwachsen: Begnadete Talente wie Ben Gazzara, Peter Falk, Seymour Cassel und (allen voran) Cassavetes' Ehefrau, Gena Rowlands, aber auch von der Straße gepflückte Laien. „Ich glaube wirklich, dass jeder Mensch Schauspieler sein kann. Wie gut er ist, hängt davon ab, wie frei er ist und ob die Umstände ihm erlauben, seine Gefühle zu offenbaren“, sagte Cassavetes einmal.

In all seinen Werken geht es um das Allzumenschliche, ob sie nun die Zerwürfnisse einer Ehe dokumentieren wie „Faces“ und „A Woman Under the Influence“ oder die Irrwege eines

abgehalfterten Nachtclubbesitzers im Gangstermilieu („The Killing of a Chinese Bookie“). Es sind Blicke hinter die Kulissen des Alltagstheaters, wo Verlustängste und Liebessehnsüchte die Körper, Stimmen und Gesichter aus geregelten Bahnen werfen – Film als Ausdruckstanz des Scheiterns und Trotzdem-Weitermachens, zwischen ekstatischer Euphorie und kompletter Verzweiflung.

Im Vergleich zu diesen drastischen Daseinsstudien erscheint so manches im zeitgenössischen Kino schal und mutlos, doch ihr Einfluss sollte nicht unterschätzt werden. Neben einer ganzen Generation von US-Regisseuren nennt auch Ulrich Seidl Cassavetes als Inspiration, und Echos seiner Arbeit hallen wider in experimentierfreudigen TV-Serien wie „Louie“.

„John Cassavetes“: Filmmuseum, 2. 12. bis 7. 1.

© DiePresse.com